

# „Immer diese Elendsbilder“

Als Helferin vor Ort:  
*ein Balanceakt zwischen Ethik, Realität  
und Aufmerksamkeit.*

Von JENNIFER BOSE

Ein  
afrikanisches  
Kind  
mit  
aufgeblähtem  
Bauch  
und  
bis  
auf  
die  
Knochen  
abgemagert  
schaut  
mit  
leblosem  
Blick  
in  
die  
Kamera.

Bilder wie diese kennt jeder. Wir sehen sie an Bahnhöfen, in der Fußgängerzone oder auf Facebook – scheinbar überall. Ein Klischee, denken viele. Reine Spendenwerbung, glauben andere. Auch ich gehörte zu denjenigen, die von der jahrelangen Plakatierung grausamer Bilder bis vor kurzem betäubt waren. Ich empfand solche Inszenierungen als erniedrigend.

Bis ich für meinen Job bei CARE nach Somalia fuhr.

Ich sollte über eine schwere Dürre, unter der die Hälfte der Bevölkerung litt, berichten. Und ich hatte mir persönlich vorgenommen, andere Fotos aus dem Land mitzubringen als die bekannten Hungerbilder. Ich wollte Menschen in ihrer Würde und Stärke abbilden, statt sie als Opfer darzustellen. Doch wo immer ich mein Objektiv hinrichtete, standen die Kinder, die ich bislang nur von den Werbeplakaten kannte. Unweigerlich war ich umgeben von erschreckendem Leid. Eines dieser Kinder war Deez, der bereits seit drei Monaten krank war und kaum noch ein Lebenszeichen von sich gab. In den letzten Tagen hatte er sich weder bewegt, noch etwas gegessen. Weil sich seine Eltern keine Milch leisten konnten und sein kleiner Körper noch keine anderen Flüssigkeiten aufnehmen konnte, verschlechterte sich sein Zustand dramatisch. Wie Deez geht es rund 1,4 Millionen weiteren Kindern in Somalia. Auch sie kämpfen buchstäblich ums Überleben, weil sie nicht genug zu essen bekommen. Doch ich traf nicht nur Dutzende von unterernährten Kindern, sondern auch viele verzweifelte Frauen, die ihren Säuglingen nichts zu essen bieten konnten, und Familien, die all ihr Hab und Gut verloren hatten. Auf einmal saß ich fest in der Grausamkeit der Realität und einem inneren Konflikt: Soll ich die Situation so wiedergeben, wie ich sie sehe oder so, wie ich sie sehen möchte? Soll ich den vermeintlichen Stereotypen nachgeben oder weiter an meinem Vorsatz festhalten, keine Opferbilder zu verbreiten?

Ohne Spendenwerbung gibt es keine Gelder – diese Regel ist ziemlich einfach und gilt schon seit Jahrzehnten. Und um Menschen in akuter Not zu einem selbstbestimmten Leben zu verhelfen, benötigen Hilfsorganisationen finanzielle Mittel. Doch um in der heutigen Informationsflut bei potentiellen Spendern durchzudringen, muss man die Not besonders deutlich zeigen.

Als Hilfsorganisation haben wir uns dazu verpflichtet, Menschen als Subjekte ihres Handelns und nicht als Objekte von Hilfe darzustellen. CARE achtet insbesondere auf wahrheitsgemäße, sachgerechte Darstellungen. Unser Ziel ist es, die auf Fotos abgebildeten Menschen nicht in ihrer Würde zu verletzen. Laut unseres Verhaltenskodexes sind Darstellungen in Wort und Bild, die die Betroffenen herabsetzen oder erniedrigen, strengstens untersagt. Doch während meiner Reise stellte ich mir die Frage, was ich tun soll, wenn meine Kamera eben genau das zeigt: eine würdelose, verzweifelte Situation. Verzerre ich die Realität, wenn ich mich weigere, die vielen nackten Kinder in den Flüchtlingscamps zu fotografieren? Gebe ich die Situation wahrheitsgemäß wieder, ohne die Cholerapatienten zu zeigen, die womöglich ihre letzten Stunden zählen? Wie vereine ich eine wahrheitsgemäße und gleichzeitig respektvolle Darstellung? Und kann ich



In Somalia traf CARE-Helferin Jennifer Bose den kleinen Deez und seine Mutter in einem Krankenhaus. Und stand vor einem Dilemma: Sollte sie das Kleinkind in diesem Zustand ablichten, um über die dramatische Nahrungskrise zu berichten und damit um Unterstützung zu werben? Oder wäre die Nutzung dieses Bildes entwürdigend? Rund 1,4 Millionen Kinder wie Deez litten zu dem Zeitpunkt vor Ort an akuter Unterernährung und rangen um ihr Leben.

Ein anderer Kontinent, das gleiche Dilemma: In Bangladesch traf Jennifer Bose Frauen aus Myanmar, die unerträgliche Gewalt erlebt hatten. Wie fragt man behutsam nach, ohne eine Frau erneut die Grausamkeiten durchleben zu lassen? Und braucht es ein Bild, um die Geschichte für Menschen anderswo auf der Welt deutlich zu machen?



Fotos: Josh Estey

das wirklich alleine entscheiden? Eine der Geschichten, die mich bis heute nicht loslässt, ist die von Begum. Ich besuchte ihr dunkles und stickiges Zelt vor einigen Wochen in Bangladesch. Das südasiatische Land hatte kurz zuvor über eine halbe Million Flüchtlinge aus Myanmar aufgenommen und ich war vor Ort, um über die CARE-Hilfe zu berichten. Begum trug ein rosafarbenes Kopftuch und hielt ihren einjährigen Sohn im Arm. „Und dann haben sich mich vergewaltigt. Nicht einmal, nicht zweimal, sondern drei Tage lang“, erzählte sie mir und kniff ihre Augen zusammen. Sie war nicht traurig; sie war wütend. Begum gab mir eine dreiminütige Zusammenfassung ihrer Geschichte, kurz und knapp: Männer kamen, entführten sie, sie wurde vergewaltigt, sie floh. Ihr Bericht machte mich sprachlos vor Wut und Mitleid. Ich wollte ihre Geschichte unbedingt erzählen, an die Öffentlichkeit bringen. Die Welt sollte davon erfahren und

diesen Verbrechen ein Ende machen. Aber ich wusste, dass ihre kurze, knappe Beschreibung nicht reichen würde, um genügend Aufmerksamkeit für ihre Geschichte zu erhalten. Aufmerksamkeit, die besonders im Westen noch fehlt, um ausreichend Hilfe für die Krise in Bangladesch zu mobilisieren. Also fragte ich beschämt nach, die Worte schienen fast nicht über meine Lippen zu kommen: „Wie genau wurdest du vergewaltigt?“ Sie erzählte mir bis ins kleinste Detail, wie sich 20 Männer an ihr vergangen hatten. Ich versuchte, mein sichtliches Entsetzen zu unterdrücken, während ich von Begum durch das Grauen ihrer Geschichte getragen wurde. „Ich war mir sicher, ich würde sterben, aber als ich an meine Kinder dachte, wusste ich, dass ich überleben muss“, berichtete sie.

Ich hatte Begum kurz vor unserem Gespräch gefragt, ob ich ihre Geschichte verwenden könne, um die Öffentlichkeit über die schwierige

Situation in Bangladesch und Myanmar zu informieren. Das tun wir bei CARE immer, wenn wir mit Menschen sprechen. Es gehört zu unseren Leitlinien der Kommunikation. Die junge Frau nickte sofort. Sie wollte, dass ich ihre Geschichte weitererzähle – in der Hoffnung, dass ihr Leid und das weiterer Frauen in Zukunft ein Ende nehmen kann. Dabei war klar, dass ich ihren wahren Namen ändern würde, um ihre Sicherheit nicht zu gefährden. Wichtig war dabei auch, sie nicht zu fotografieren, um ihre Identität zu schützen. Als Hilfsorganisation könnten wir es niemals verantworten, wenn verletzte und traumatisierte Menschen wie Begum durch unsere Berichte in Schwierigkeiten geraten. So wie ich sie einschätzte, hätte Begum jedoch wahrscheinlich zu all meinen Fragen genickt. Begum will überleben, sie benötigt Essen für ihre drei kleinen Kinder und dringend ein eigenes Zelt. Für Menschen, die so verzweifelt und traumatisiert sind wie



sie, sind Sicherheit und Privatsphäre oft zweitrangig. Viele wissen nicht, welche Konsequenzen Fotos und eine öffentliche Darstellung mit sich führen können. Umso wichtiger ist es daher, Flüchtlinge wie sie zu schützen. Dazu gehört nicht nur, das schriftliche Einverständnis der fotografierten Person einzuholen, sondern auch im Einzelfall abzuschätzen, ob ein Foto eine Gefährdung für sie darstellen könnte. Bei Kindern muss das Einverständnis der Erziehungsberechtigten oder Aufsichtsperson vorliegen, aber auch hier muss man zunächst sehr kritisch hinterfragen, ob man mit Bildern und Geschichten Wunden aufreißt oder dem Wohlbefinden des Kindes schadet.

Fotos sind unerlässlich, um einen Eindruck der Situation vor Ort zu vermitteln. Fotos geben uns Betrachtern einen Einblick in das Leben von Menschen, die an weit entfernten Orten leben und unsere Hilfe und Solidarität brauchen. Eine entwürdigende, unehrliche oder

abwertende Darstellung von Not und Elend ist nicht nur falsch, sondern schlichtweg unmoralisch. Es ist aber auch wichtig, die Lebensumstände der Betroffenen realistisch darzustellen. In den Gebieten, in denen ich für CARE unterwegs bin, ist es leider häufige Realität, dass ein Kind stark unterernährt ist und schmutzige, zerfetzte Kleidung trägt. Dass ein älterer Mensch an einer Krankheit leidet, mit dem Tod ringt. Das bedeutet jedoch nicht, dass ich diese Menschen in ihrem tiefsten Leid entwürdigend ablichten sollte, um zu schockieren. Würde ich wollen, dass fremde Leute mich ohne Kleidung am Leib fotografieren? Würde ich es wollen, dass ein Foto von meinem Kind in einer Großstadt an der Litfaßsäule hängt, ohne dass ich mein Einverständnis gegeben habe? Die Antwort darauf ist sicherlich für uns alle ein lautes Nein.

Dennoch ist die Not real. Hilfsorganisationen wie CARE engagieren sich für Frauen, Männer und Kinder,

die zum Teil unter menschenunwürdigen Bedingungen leben. Es ist unsere Pflicht, die Öffentlichkeit über humanitäre Krisen zu informieren und dafür zu appellieren, sich für diese Menschen einzusetzen. Dazu gehört auch, die Lebensumstände der Betroffenen realistisch zu beschreiben und deutlich zu machen, wie die jeweiligen Situationen positiv verändert werden können. In jeder Krise bleibt es also weiterhin ein Balanceakt zwischen Ethik, Realität und öffentlicher Aufmerksamkeit.

Die Reisen in Krisen- und Konfliktgebiete haben meine Perspektive verändert. Wenn ich nun durch die Fußgängerzone laufe, sehe ich auf den Werbeplakaten nicht mehr inszenierte Bilder hungernder, afrikanischer Kinder. Ich sehe darauf Kinder wie Deez und hoffe, dass die Aufmerksamkeit und Spenden, die diese Fotos generieren, ihm und vielen anderen das Überleben sichern. ●